

Zurück zu Pergament und Papyrus

Jeden Tag werden große Wälder gefällt und fallen Jahr für Jahr alte Bäume unter der Art, um in Papiermasse verwandelt zu werden. Nach den Berechnungen des Herrn W. Day werden die einst für unerschöpflich gehaltenen Vorräte an Holzfleisch, die die Vereinigten Staaten aus Wisconsin, Michigan und Minnesota gewonnen, in dreißig Jahren vollständig erschöpft sein. „Ein Kapital von 625 Millionen“, schreibt Day in „Cassiers Magazine“, „und ein Heer von 875,000 Mann arbeiten an der Ausbeutung oder vielmehr an der gänzlichen Erschöpfung der Waldreichthümer, deren jährlicher Ertrag eine Summe von über einer Milliarde Dollars darstellt.“ Zu den Verwüstungen durch Menschenhand kommen hinzu die durch die Waldbrände verursachten Katastrophen, die in den letzten zehn Jahren 54 Millionen Bäume im Gesamtwert von 40 Millionen Dollars vernichtet haben. Bald war das Feuer durch die Unvorsichtigkeit der Holzfäller entstanden, bald durch den verbrecherischen Leichtsinne der Kolonisten, die die Folgen dieser Art rascher, aber höchst gefährlicher Urbarmachung nicht genügend in's Auge faßten, bald durch die Beutejäger der Jäger, die durch dieses wenig weidgerechte Mittel das Wild zu Paaren treiben und ohne große Mühe niederfallen wollten. Die am häufigsten konstatierte Ursache der Waldvernichtung aber war der Blitzschlag, der in Ländern mit feuchtem Klima nicht sehr zu fürchten ist, in Gegenden wie Arizona aber, wo die Gewitterstürme nicht von Regen begleitet sind, in der Statistik der Waldbrände in Schwaben von hundert Fällen eine Rolle spielt.

Die Gelehrten, die in der Kunst, die Zahlen sprechen zu lassen, Meister sind, könnten ausrechnen, in wieviel Jahren es der zivilisierten Welt an weisem Holz zur Herstellung von Papiermasse fehlen wird. Dem Menschengeschlecht wird dann nur ein Hilfsmittel übrig bleiben: es wird zum Anbau des Papyrus, der im geistigen Leben des Altertums eine so große Rolle gespielt und einen so bevorzugten Platz eingenommen hat, zurückkehren müssen. Wenn man heute einen jener Wälder fällt, aus welchem die Papierindustrie ihr wichtigstes Material gewinnt, muß man vierzig bis fünfzig Jahre warten, bis die Bäume wieder so weit gewachsen sind, daß man sie von Neuem ausbeuten kann. Eine Papyruspflanze dagegen giebt drei Ernten im Jahre, und man schätzt den durchschnittlichen Ertrag dieses Produkts, das wieder recht werthvoll werden dürfte, auf 250 Tonnen pro Hektar. „Der Papyrus“, schreibt Horace Widars Rees im Londoner „Graphic“, ist eine schiffartige Pflanze, die mit erstaunlicher Raschheit eine Höhe von vier bis fünf Metern erreicht. Die alten Ägypter zerschnitten sie der Länge nach in feine Streifen. Diese Streifen legten sie so nebeneinander, daß sie eine erste Lage bildeten; die Lage wurde auf eine mit Leim bestrichene Tafel ausgebreitet und dann mit einer zweiten Lage oder Schicht bedeckt, und zwar so, daß die Fasern sich in einem rechten Winkel kreuzten. Nun wurde das Ganze einem starken Druck unterworfen, bis die beiden Lagen fest aneinander klebten; auf diese Weise entfiel, wenn alles getrocknet war, ein äußerst feines Blatt, das als Beschreibmaterial zu verwenden war. Das aus Holzmasse angefertigte Papier ist eine ganz moderne Erfindung, die aber, wenn man so sagen kann, schon die Zeichen des Verfalls an der Stirn trägt. Die in unseren Tagen gedruckten Bücher sind verurteilt, in einer Zeit von zwei oder drei Jahrhunderten in Staub zu zerfallen. Die Papyrusrollen dagegen sind unverwundlich: die ältesten, die man kennt, reichen in das Jahr 3800 vor Christo zurück.

Ägypten, das allein in der ganzen Welt Papyrus lieferte, nutzte sein Monopol voll aus und weigerte sich rundweg, gewissen Potentaten von geringerer Bedeutung das werthvolle Produkt zu verkaufen. Das sollte aber für den Papyrus verhängnisvoll werden; die Noth macht erfindereich, und so erfand man bald in den Ländern, die sich nicht mit Papyrus versorgen konnten, Ersatz für Papyrusrollen. Das Pergament tauchte auf, die Kunst, Papier zu fabricieren, machte rasche Fortschritte, und es kam der Tag, an welchem der Papyrus, der schon zu Karls des Großen Zeit aus der Mode war, ganz in Vergessenheit gerieth. Oft besteht jedoch der Fortschritt darin, daß man wieder zum Alten zurückkehrt. Da die Papiernoth in bedrohliche Nähe rückt, hat die moderne Industrie ihre Aufmerksamkeit wieder auf eine Substanz gerichtet, die während so vieler Jahrhunderte unter den Anwohnern des Mittelmeeres das einzige Mittel zur Verbreitung geistigen Lebens gewesen war. Während mehrerer Jahre, so schreibt Rees, „hat ein wohlbelannter Forscher, Herr Smebels Norton, Neapeln durchzogen, um die kostbare Pflanze, die zur Papyrusfabrication

diente, zu suchen. Nachdem er Gegend, in welche die Ausländer nur höchst selten einmal kommen, bereist und viele Araberstämme besucht hatte, gelang es ihm unter großen Mühen, die berühmte schiffartige Pflanze zu finden; er brachte sie sofort nach dem Mittelmeer, aus welchem sie seit so langer Zeit vollständig verschwunden gewesen war. Eine Anpflanzung in der Nähe von Alexandria ergab die denkbar günstigsten Resultate; die Erzeugnisse dieser Pflanzung werden nach England versandt und dort zu einem Papier sehr guter Qualität verarbeitet.“ Die seit elf Jahrhunderten vergessene Pflanze ist also ganz blühlich ihrer früheren Bestimmung wiedergegeben worden. Der unter den Jüngern der modernen Industrie zu einer breiten Masse zernahmte Papyrus wird allerdings wohl nicht die Widerstandskraft haben, die ihm das Fabricationsverfahren im alten Neapeln sicherte. Aber von den in unseren Tagen veröffentlichten Büchern dürften nur wenige vier oder fünf Jahrtausende überdauern, und die Hauptfrage für das von großer Noth bedrohte geistige Leben des Menschenschlechtes war, so rasch als möglich für die Papierfabrication eine neue Pflanze zu finden, die als Ersatz eintreten kann, wenn die Menschen des 20. oder 21. Jahrhunderts gezwungen sein werden, den letzten Baum ihres letzten Waldes zu fällen.

Hundertjahrfeier der Breslauer Universität

Am 2. und 3. August feierte die Universität Breslau ihr hundertjähriges Jubiläum. Zwar bestanden schon seit 1702 die von Kaiser Leopold I. gestifteten Fakultäten für Philosophie und katholische Theologie, doch erst 1811 betam Breslau eine vollständige Universität mit fünf Fakultäten. Sie ist somit eine der jüngsten deutschen Universitäten; nur Bonn wurde später (1818) gegründet.

Ihre Errichtung fällt in die schwerste Zeit Deutschlands; und auch nach der Napoleonischen Epoche waren die Jahre 1815-48 nicht günstig für die Universitäten. Die Lehrer und Schüler kamen bei den Revolutionen in den Geruch des staatsgefährlichen Liberalismus. Den Anstoß dazu gaben die Gründung der deutschen Burschenschaft am 12. Juni 1815 in Jena, sowie die Folgen dieser zur Last gelegten Ermordung Rogbeus durch K. L. Sand am 23. März 1819. Die Entwicklung der Breslauer Alma Mater ging daher anfangs recht langsam vor sich. Zeitgenössische und spätere Beurtheiler haben es übereinstimmend als unerhörtes Waagniß bezeichnet, daß man in Breslau den überlieferten Grundsatz konfessioneller Einheitslichkeit der Universitäten verlegte, daß man zwei theologische Fakultäten neben einander stellte. Im Gründungsjahr wirkten an der Universität 35 Ordinarien, 4 Extraordinarien und 4 Privatdozenten, 1910-11 waren dagegen 188 Lehrkräfte vorhanden und zwar 80 Ordinarien und Honorarprofessoren, 29 Extraordinarien und 77 Privatdozenten. Doppelt so stark wie der Lehrkörper ist die Studentenzahl gewachsen. Im ersten Jahre ihres Bestehens wurde die Universität von 298 Studenten und zwar von 77 katholischen und 67 evangelischen Theologen, 72 Juristen, 46 Medizinern und nur 32 Philosophen besucht. Die Freiheitskriege brachten starke Verschiebungen, dann stieg die Zahl ununterbrochen bis auf 1147 im Jahre 1828-29, und ging die nächsten elf Jahre wieder bis auf 633 herunter; in der Mitte der sechziger Jahre wurde das Tausend wieder überschritten; 1900 waren es 1600 Studenten und im Sommersemester 1910 zählte die Universität 2402 Studenten und 223 Hörer.

Im Bilde bringen wir die Vortrags des ersten und des jetzigen Rektors, der Dekane der fünf Fakultäten, sowie das Universitätsgebäude in seiner jetzigen Gestalt. Das Aeußere des Gebäudes hat bei verhältnismäßig einfacher Gliederung eine außerordentlich monumentale Wirkung.

Farmlos.
Nichter (zu einem Landmädchen, das als Zeugin geladen ist): „Sind Sie schon vorbestraft?“
Mädchen (weinend): „Ja.“
Nichter: „Was hatten Sie für eine Strafe?“
Mädchen: „Ich mußte Strafporto bezahlen.“

Matia.
„Sehen Sie nur, wie aufkeimt die Frau Maier um ihren Mann trauert!“
„Ja, wenn's ihr zu Gesicht stände, würde sie sich sogar schwarz schminnen!“

Der Erschlüger.
„Haben Sie schon die neueste Erzählung des Herrn Förster gehört?“
„Ach, gehen Sie mir mit dem, wenn der etwas erzählt, darf man nicht einmal das Segenheil glauben!“

— Die Pflanze produzieren jährlich 13,000 Millionen Tonnen Kohle.

Der erste schweizerische Nationalpark Etnoja bei Zerne

In der Schweiz arbeiten gegenwärtig vier Organisationen im Gebiete des Naturschutzes: Der schweizerische Fortvereiner, der sich um die Schaffung von Waldreserven bemüht, und kürzlich drei Waldgebiete als Reservationen erworben hat; der Bund für Heimathschutz, dessen Ziele viele Berührungspunkte mit dem Naturschutz haben; die schweizerische Naturschutzkommission, ein 1906 geschaffenes Organ der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, welche überall kantonale Subkommissionen geschaffen hat; und endlich der Bund für Naturschutz, der die beträchtlichen finanziellen Mittel zur Erringung von Nationalparken beschaffen soll; bei einem Minimalbeitrag von 1 Fr. pro Jahr (oder einmaliger Zahlung von mindestens 20 Frs.) zählt er schon im ersten Jahre nach seiner Gründung über 7000 Mitglieder.

Manches ist schon erreicht auf dem Gebiet des Naturschutzes in der Schweiz; viele erratische Blöcke sind erworben (darunter der größte Block von der Schweiz, der „Bloc des Rarmettes“ bei Monthey in Wallis, der für 25,000 Frs. angekauft wurde); in etwa der Hälfte der Kantone sind Pflanzungen - Verordnungen erlassen worden, zum Schutze besonders der Alpenflora; zahlreiche Bäume und einige Waldparzellen sind angekauft und endlich ist mit der Schaffung eines schweizerischen Nationalparks ein erfreulicher Anfang gemacht worden.

Ueber diesen möge in den folgenden Zeilen in Wort und Bild kurz berichtet werden.

Wir verstehen unter „Nationalpark“ größere Territorien, innerhalb deren die Schutzes und Thiere eines absoluten Schutzes für alle Zeiten geniehen, so daß die ursprüngliche Natur späteren Generationen erhalten bleibt. Ausdrücklich möge hervorgehoben werden, daß es sich nur um Erhaltung einheimischer, jetzt noch vorhandener oder früher vorhanden gewesener Organismen handelt, nicht etwa um Einführung neuer Pflanzen- und Thierformen, wozu der Name „Park“ etwa verleiht könnte.

Von Anfang an wurde von der schweizerischen Naturschutzkommission die besonders vielversprechende Gegend des Oengabietes im Unterengadin, in der Südoeste des Landes ins Auge gefaßt.

Dieses Gebiet, soweit es für unsere Zwecke in Betracht kommt, umfaßt das Einzugsgebiet der sämtlichen rechtsseitigen Zuflüsse des Inn von Scans bis Schuls.

Als Nationalpark, als Reservoir für alpine Natur ist diese Gegend trotz ihrer zentralen Lage an der Südgrenze des Landes aus folgenden Gründen besonders geeignet:

Das Gebiet gehört zur Massenerhebung der Engadiner Alpen, hat deshalb sehr hochgelegene Grenzen (Schneegrenze in den „Spitalalpen“, 3000 Meter, Waldgrenze nach Imhof 2190 Meter im Ofenpachtal).

Landschaftlich ist es ausgezeichnet durch die zerrissenen Formen der Dolomitberge, die ihm einen ausgeprägten ostalpinen Stempel aufdrücken. An Wildheit und Unberührtheit, an Einsamkeit und Abgeschlossenheit wird es kaum von einem andern Gebiet unserer Alpen erreicht.

Die Bewaldung ist eine reiche und

woherhaltene, kaum durch Anpflanzung getrübt. Wohl waren die Waldungen in früherer Zeit durch eine schonungslose Raubwirtschaft verunstaltet worden, namentlich so lange die Bergwerke im Scarlthal und am Ofenpach (der ja davon seinen Namen hat!) noch im Betrieb waren. Auch Waldbrände scheinen arg geübt zu haben.

Seither haben sich aber alle diese Waldungen durch natürlichen Nachwuchses wieder ergängt und der Gegend wieder einen zusammenhängenden Waldschmuck verliehen. Insbesondere sind die ausgedehnten, circa 500 Hektaren umfassenden Bestände der aufrechten Bergföhre (die größten der Schweiz von ganz besonderem Interesse. Aber auch herrliche reine Arvenwälder, ferner schöne Mischbestände der Fichte und Lärche und der eigenartigen Engadiner Waldföhre, ausgedehnte Lärchenreviere in reicher Mischung der sämtlichen Zapfenvarietäten, sowie Wochholberggebiete kommen vor, so daß wir hier die Bewaldung unserer Koniferenzonen in all' ihren Formen auf engem Raum beisammen haben. Außer der Eibe und dem Sewi-Wachholder kommen hier alle schweizerischen Koniferen vor.

Die Flora ist eine sehr reiche; dazu trägt die Mannigfaltigkeit der Unterlage bei: kalkarme und kalkreiche Gesteine in reicher Mischung bilden das geologische Gerippe.

Auch die Fauna ist reich, der Wildstand ein vorzüglicher. Das Gebiet ist als Gamsrevier mobilisiert und es stellt das letzte Zufluchtsgebiet des Bären in der Schweiz dar; auch Auer- und Birkwild kommt reichlich vor.

In diesem Gebiete nun ist es gelungen, den ersten Erfolg zu erringen, den ersten „schweizerischen Nationalpark“ zu schaffen!

Val Cluozza ist ein wildes, schwer zugängliches Hochgebirgsthal, in das gewaltige Dolomit - Massiv des Piz Quaterals südlich von Zernez tief eingegriffen. Es hat eine Länge von 10 Kilometer, eine maximale Breite von 4 Kilometer und einen Flächeninhalt von 25,6 Kilometer. Nach oben abgabelt es sich in die drei grauhenkenden Fels- und Trümmerhalden Balteita, Val Saffa und Val del Diavel.

Der östliche Gipfelkamm bildet den Piz del Diavel (3072 Meter) und den Piz Murter (2638 Meter), um sich dann zu einem breiten begrasten Rücken abzufachen, der seit etwa 17 Jahren an Bergamasster Vermietet war. Früher wurde auch Großvieh da hingetrieben, seit 17 Jahren aber betreten nur Schafe das Val Cluozza. Ueber diesen breiten Kamm kann man entweder auf die Ofenstraße oder ins Livignothal gelangen.

Das ist der eine Zugang zum Val Cluozza; der andere führt von Zernez aus in das wilde Thal.

Die Gemeinde Zernez kam den Bestrebungen der Naturschutzkommission in sehr anerkennenswerther Weise entgegen; schon vornherein zeigte sie sich geneigt, auf Verhandlungen betreffend das Val Cluozza einzutreten. Im Oktober 1909 wurde der Vertrag zwischen der Gemeinde Zernez und der schweizerischen Naturschutzkommission unterzeichnet. Laut demselben wird das Val Cluozza vom 1. Januar 1910 an der Kommission als Reservationsvorläufig auf 25 Jahre überlassen. Es hört für diese Zeit jede wirtschaftliche Benutzung von Seiten der Gemeinde und von Privaten auf; die

Verfügung über das Gebiet steht lediglich der genannten Kommission zu, welche namentlich das Recht hat, Wege, Hütten, Abgrenzungen usw. anzubringen und einen oder mehrere Wächter anzustellen. Das ist seither geschehen: seit Juli 1910 waltet ein Parkwächter seines Amtes und ist eine einfache Unterkunfthütte mit 20 Matratzen zur Aufnahme der Besucher bereit. Es ist von der Bündner Regierung ein allgemeines Jagd-, Holzungs- und Weidverbot für die Reservationszone erlassen worden. Sollte durch Bären, welche im Gebiet sich aufhalten, Schaden angerichtet werden, so würde die Kommission für den Schadenersatz aufkommen, eventuell den Abschub zu veranlassen haben. Die Polizeiaufsicht durch die Gemeinde bleibt im Gebiet aufrecht, namentlich auf Mafregeln gegen Wilderer. Die große Gefahr, welche dem Thal durch die Wilderer aus dem südlich angrenzenden Val Livigno droht, wird in absehbarer Zeit beseitigt sein, da das italienische Ministerium des Innern beabsichtigt, aus dem oberen Theil des Livignothal einen an Cluozza anschließenden italienischen Nationalpark zu machen. Die Gemeinde wünscht, daß durch die Kommission ein gut gangbarer Pfand von der Zernezer Seite aus in den nächsten Jahren angelegt werde. Der jährliche Pacht- und Ankerungsbeitrag beträgt 1400 Frs.

Damit ist nun der erste schweizerische Nationalpark gesichert, dessen weitere Ausdehnung nur eine Frage der Zeit ist. Schon sind Unterhandlungen mit Schuls betreffend Val Scarl und mit anderen Gemeinden wegen der übrigen Thäler im Gange, die Aussicht haben, zu einem guten Ende zu führen. Die Gemeinde Zernez hat vor kurzem das Val Lantermojja (westlich an Cluozza anschließend) unter den gleichen Bedingungen an Cluozza als Reservations anzugliedern gestattet, und ist bereit, das Verbindungsgebiet zwischen Val Cluozza und Val Scarl ebenfalls abzutreten. Auch die Gemeinde Schuls hat sich vor kurzem bereit erklärt, die linke Thalseite von Scarl als Theilreservations abzutreten.

Was verlangt aber beträchtliche Mittel für Entschädigung der Gemeinden, die Zugänglichmachung und wissenschaftliche Ausbeutung und vielleicht auch — den Ersatz für Raubthierschäden!

Wenn aber durch allseitige Hilfe diese Mittel gesichert sein werden, so wird ein zusammenhängender Nationalpark geschaffen sein zur ungehinderter Erhaltung einer reichen Pflanzen- und Thierwelt.

Prof. Dr. C. Schröder, Mitglieb der schweizerischen Naturschutzkommission.

Scheinbarer Widerspruch.

„Mit dem Gehalt, sollte ich meinen, können Sie ganz gut auskommen!“
„Ja — wenn die vielen „freiwilligen Beiträge“ nicht wären, die man zahlen muß!“

Bef.
„Warum so aufgeregt, lieber Mann?“

„Ach Gott ja, man hat seine Sorgen! Da habe ich einen Wohlthätigkeits-Verein gegründet, der es sich zur Aufgabe machen will, arme Wöchnerinnen zu unterstützen. . . und nun laufe ich seit vierzehn Tagen in der Stadt herum und finde keine!“

„Das ist die Kirche von Wassen.“

Der Chemnitzer „Allgemeinen Zeitung“ wird von einer Leserin folgendes ergötzliche Reiseerlebnis aus der Schweiz mitgeteilt: „Ehe die Bahn den St. Gotthard-Tunnel passiert, macht sie, wie man weiß, eine Schleifenfahrt, so daß man das Dorf Wassen dreimal zu Gesicht bekommt. Es hat eine schöne, auf einen hohen Fels gebaute Kirche. Als wir diese das erste Mal sichten, fragt ein Münchener: „Was ist das für eine Kirche?“ Ein mitfahrender Schweizer antwortet trocken: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Wir passieren das zweite Mal Wassen, unser Münchener fragt wiederum: „Und was ist denn das für eine Kirche?“ Der Schweizer entgegnet prompt: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Der Münchener, der sich diese Antwort nicht recht erklären kann, bedankt sich und verfällt in tiefinnige Betrachtungen. Jetzt machen wir die dritte Rundfahrt und sehen von einer beträchtlichen Höhe die Kirche von Wassen nochmals. Mein Reisefährte wunderte sich über die zahlreich Kirchen und fragt abermals: „Was ist das für eine Kirche?“ Der Schweizer Herr antwortet etwas beiläufig: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Nur aber ist mein Münchener beleidigt, er meint er werde zum Narren gehalten, und stellt sich in Positur und schreit wutentbrannt: „Mei Name is Franz Steinhuber, von mir aus sun's a Rindviech.“ Die anwesenden Passagiere brüllten förmlich vor Lachen, nur unser Münchener und der Schweizer nicht. Ersterer hat dann schließlich die Beleidigung durch eine Flasche Wein geföhnt.“

Zyrran Oehrod.

Im italienischen Senat scheint der „Gehrod“ Vorschritt zu sein, von deren Befolgung selbst die große Sommerhige nicht entbinden kann. Herr Falcioni, der Unterstaatssekretär im italienischen Ministerium des Innern, hatte sich eingebildet, daß er als Vertreter der Regierung die abseitige Gehrodtradition werde durchbrechen können. Er ist aber mit seinen Reformversuchen gründlich hineingefahren und wird diese Auflehnung gegen die Gelege des „guten Geschmacks“ wohl kaum noch einmal waagen. Der Herr Staatssekretär hatte es sich nämlich, so erzählt die „Tägliche Rundschau“, an einem der letzten Tage einfallen lassen, in Anbetracht der großen Hige im kurzen Rod (Cutaway) im Senat zu erscheinen. Da kam er aber schon an: die Herren Senatoren betrachteten seine sommerliche Kleidung als eine grobe Rücksichtslosigkeit, und mehrere von ihnen verließen zum Zeichen des Protestes den Sitzungssaal. Herr Falcioni stand wie ein begoffener Pudel da. Er sah ein, daß er sich der senatoriellen Sitte beugen müsse, und war auch ohne weiteres dazu bereit; und da er auf der Tribüne etwas zu sagen hatte, bogte er sich von einem guten Freunde einen Gehrod und konnte nun „enständig“ gekleidet mit sprechen. . .

Varianc.
Es ist eine alte Geschichte; Doch bleibt stets neu die Geschichte; Die einen schreiben Gedichte, Die andern lesen sie nicht.

Recht hat er.
1. Herr (in der Unterhaltung): „Bei einem Automobil-Unfall ist Gefesageword die Hauptfache!“
2. Herr (sehr bid): „Und ich meine: Körperabwehrheit ist noch besser.“

Der Wasserläufer.

Das Problem, Schuhe zu konstruieren, die einen Menschen auf dem Wasser tragen können, scheint jetzt



Der Wasserläufer Josef Keiler-München, der auf selbstkonstruierenen Wasserläufern

nach vielen zwecklosen Versuchen gelöst zu sein. Ein Münchener Bademeister hat Wasserläufer aus dem Wellingerthor erfinden, mit denen er kürzlich bei starkem Wellengang in 1½



in 1½ Stunden über den Starnberger See ging.